

**Ernst Jünger – Carl Schmitt – Briefe 1930–1983. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort von Helmuth Kiesel. Klett-Cotta-Verlag, Stuttgart 1999, 893 Seiten.**

Tagebücher haben ihren speziellen Geruch. Sie werden geschrieben, wenn der Autor mit sich selbst Zwiesprache hält, weil es für ihn die geeignete Form ist, in der er sich seinen Partnern nähern kann, aber auch, weil diese eher aphoristische literarische Form seinen künstlerischen wie seinen didaktischen Bedürfnissen entgegenkommt. Man kennt Autoren, deren persönliche Bekenntnisse geben, wenn man ihr Werk daneben stellt, nicht viel her. Aber es gibt auch andere, deren Werke sind ohne die in der Lebensklatur entstandenen Splitter gar nicht verständlich. Und eine dritte Spezies schließlich hat in der Form des Tagebuches die höchste Form ihrer Kunst erreicht. Dazu gehört Ernst Jünger, der große Repräsentant der „Konservativen Revolution“, der in seiner Wirkung und seinem Wollen schließlich weit über das hinausgeht, was er in der Weimarer Republik publiziert hat.

Er ist 1998 in seinem 103. Lebensjahr gestorben und hat sich in seinen Tagebüchern, den *Strahlungen* und *Siebzig verweht*, für viele als ein höchstpersönlich argumentierender Chronist seiner Epoche bewährt.

Eine ganz andere Form der Selbstdarstellung hat Carl Schmitt, der – man mag ihn mögen oder nicht – mehr war als nur der „Kronjurist“ der Nationalsozialisten, von Anfang an gewählt. Abgesehen von seinem 1991 veröffentlichten gallenbitteren und auch weinerlichen *Glossarium* der Jahre 1947

### gelesen

bis 1951, einer Klage, dass man ihn nach 1945 unangemessen behandelte, hat er nichts Tagebuchähnliches geschrieben. Dagegen war er ein großer Briefschreiber. Er verwandte Zeit und Charme darauf, von seinem enormen Wissen zu schweigen, um seine Briefpartner im Wortsinne einzuwickeln.

Von dem Briefwechsel des 1888 geborenen Staatsrechtlers Carl Schmitt und des 1895 geborenen Schriftstellers Ernst Jünger hat mancher fast mystische Einsichten über den Gang des Zeitgeistes zwischen 1930 und 1985, den Jahren der

deutschen Geschichte mit den stärksten Verwerfungen, erwartet. Denn schließlich haben die beiden unter den Denkern und Dichtern, die es nicht über sich brachten, der Weimarer Republik durch ihren Zuspruch die so dringend benötigte argumentative Unterstützung zu gewähren, eine herausragende Rolle gespielt. Schmitt bestritt die Lernfähigkeit und damit die Überlebenschance eines jeden politischen Systems im zwanzigsten Jahrhundert, das sich auf Demokratie, genauer auf die Entscheidungen von Mehrheiten stützte. Ernst Jünger galt und gilt noch heute als ein Autor, der versuchte, seine heroischen Weltkriegserfahrungen in eine unheroische Zeit hinüberzuretten. Auch er sah nie politische Stärke im Beifall der großen Zahl. Was man daher von dem Dichter und dem Staatsdenker in ihrem Briefwechsel erwarten durfte, war eine Tiefenanalyse ohne den Anspruch von Popularität, die nur der Austausch der Gedanken in der Intimität des Briefes geben kann. Schließlich verbanden beide ihre Grundstimmung mit der radikalen Überzeugung, dass andere Formen der Staatswerdung nach 1918 möglich gewesen wären,

wenn Deutschland nicht zuerst durch „Verrat“ in die Niederlage getrieben worden wäre und danach die falschen Folgerungen aus ihr gezogen hätte. Nicht zurückzuweichen, sondern einzugreifen wäre nach ihrer Meinung das richtige nationale Verhalten gewesen. Ihre defätistische Zeit zu beenden, trafen sie sich mit allen anderen, die zusammen unter dem widersprüchlichen Etikett „Konservative Revolution“ firmierten. Konservative Werte statt Mehrheiten hatten sie als notwendiges Momen- t der Geschichte erkannt. Deshalb scheint es fast symbolisch, dass der substanzielle Teil des Briefwechsels mit einem schon bekannten Brief aus dem Oktober 1930 beginnt, in dem Jünger den „Begriff des Politischen“ mit seiner Freund-Feind-Unterscheidung einem militaristisch klingenden Lob unterzieht. Danach fährt er fort: „Ich schätze das Wort zusehr, um nicht die vollkommene Sicherheit, Kaltblütigkeit ihres Hiebes zu würdigen, der durch alle Paraden geht. Ihnen ist eine besondere kriegstechnische Erfindung gelungen: eine Mine, die lautlos explodiert. Man sieht, wie durch Zauberei die Trümmer zusammensin-

ken, und die Zerstörung ist bereits geschehen, ehe sie ruchbar wird.“ Noch hatte er sein militärisches Sprachgebar- n nicht überwunden. Es war schon lange bekannt, dass Ernst Jünger und Carl Schmitt eine jahrzehntelange Freundschaft verband, die drei politische Regimes – Weimar, die NS-Zeit, die Nachkriegszeit – überdauerte. Dennoch waren nur den Angehörigen des inneren Kreises um die beiden Details bekannt geworden. Sporadisch hatte Jünger diese Freundschaft zweier Stars der Weimarer Szene, die sich solcher Rolle stets bewusst blieben, in seinen Tagebüchern offenbart. Schmitt hatte seit den siebziger Jahren darauf gedrängt, den beiderseitigen Briefwechsel zu dokumentieren. Doch erst im Jahr 1991, also nach Schmitts Tod, war mit der Veröffentlichung seines Nachkriegs-Tagebuchs die äußerst prekäre Grundlage dieser „Freundschaft“ (die in der gegenseitigen Hilfe tatsächlich diesen Namen verdiente) publik geworden. In ihm war die zeitweilige Entfremdung überdeutlich geworden.

Auch in der neuen Ausgabe macht nicht allein eine „Sendepause“ von ganzen acht Jahren hierauf auf-

merksam. Die Eintragungen des *Glossariums* lassen nur eine Deutung zu: Carl Schmitt, der sich im Gegensatz zu Jünger dem Nationalsozialismus in die Arme geworfen hatte, konnte sich nicht damit abfinden, dass Ernst Jünger – obwohl von den Alliierten bis 1948 von einem schnell durchlöcher- ten Schreibverbot belegt – nach 1945 ein zwar immer wieder angefochtener, aber doch ungemein erfolgreicher Neuanfang gelungen war.

Weder das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik 1959 noch der Frankfurter Goethepreis 1982 wäre für Schmitt denkbar gewesen. Und so notierte er – während er gleichzeitig Briefe in ganz anderer Tonart an seinen Partner verfasste – im Februar 1959 (dies nur ein Beispiel) in das *Glossarium*: „Wie stolz, wie imposant-arrogant klang uns das damals: Wer sich selbst kommentiert, geht unter sein Niveau. Sehr gut. Aber was tut denn nun einer, der sich selber nicht nur kommentiert (das wäre sogar nützlich), sondern sich selber kopiert, sich selber selbstgefällig imitiert und sich selber zur Manier wird? ... Ein Nihilist? Ein achtzehnjähriger Primaner sagte dazu: Das soll ein Nihilist sein, der so von sich

selbst überzeugt und überzogen ist?“ Zur gleichen Zeit unterzeichnet Schmitt Briefe mit „In alter Freundschaft“, und Jünger antwortete „In alter, durch Meinungen – auch durch die Ihre (über den Unterzeichneten) – nicht zu erschütternden Freundschaft“. Erst 1991 freilich hat er erfahren, was der „Freund“ damals über ihn in seiner *camera obscura* in Plettenberg im Sauerland schrieb. Er war danach wohl tief verletzt, aber er schrieb selbst damals noch, er habe Carl Schmitt nicht missen mögen.

Es ist aber etwas anderes, was in diesem Briefwechsel nicht nur erstaunt, sondern von der Substanz her auffällt. Sowohl der Dichter wie der Staatsrechtler sind auf weiten Strecken bisher substantiell vor allem als politische Wesen interpretiert worden. Nach der Veröffentlichung ihres Briefwechsels aber scheint die bisherige Außenseiter-Vorstellung, dass Jünger trotz allem ein unpolitischer Mensch gewesen sei, der durch die Macht der Ereignisse in die Politik verschlagen wurde, die eigentlich zutreffende zu sein.

Schon im November 1934 – Carl Schmitt war inzwischen zum Preußischen Staatsrat von Görings Gna-

den avanciert – wird deutlich, dass Jünger seine heroische Phase hinter sich gelassen hat und einer neuen Existenzform zustrebt. Nach einem Gespräch äußert er sich ganz klar. „Da ich das Gefühl hatte, dass wir uns im Augenblick einer gewissen Meinungsverschiedenheit trennten, so gestatten Sie mir die kurze Bemerkung, dass unser Verhältnis wohl einen gemeinsamen Ort besitzt, an dem eine solche Differenz gar keine Rolle spielt.“ Dann folgt ein Satz, der einer fünfzigjährigen – nicht nur – Brieffreundschaft die für sie charakteristische Färbung gibt: „Was mich beschäftigt, das ist die absolute und substantielle Größe des Menschen, deren Dimension festzustellen ich über ganz andere Maßstäbe verfüge als etwa über die politischen.“ Das ist etwas ganz anderes als der martialische, schon zitierte Satz von 1930. Man sollte sich daher endlich diese Einsicht zu Eigen machen: Jünger ist nicht immer derselbe Jünger geblieben. Er mag bis zu seinem Ende provozierende Sätze zum Wesen und der Wichtigkeit von Mehrheitsentscheidungen gesagt haben. Was für ihn nach den *Stahlgewittern* und dem *Kampf als inneres Erlebnis* aber zunehmend gewichti-

ger geworden ist, das entstammt seiner Suche nach einem Menschenbild, das dann entsteht, wenn man es der Endlichkeit der menschlichen Geschichte entrückt und in die Dimension der Erdgeschichte stellt.

Für die Fortsetzung dieses Briefwechsels hat das unübersehbare Folgen gehabt. Er ist nicht die „Bibel“ antidemokratischen Denkens geworden, den die einen aus wissenschaftlichem Interesse, die anderen aus politischer Nähe gerne gesehen hätten. Wem wir folgen, das ist ein Gedankenaustausch in großer Höhe, in die auch gewichtig-politische Gedanken aus den politischen Niederungen nur höchst abgeschwächt heraufklingen. Carl Schmitt, der sich möglicherweise mit Jünger gerne über die im Weimarer Staat folgenschwere Niederlage und die politischen Folgerungen unterhalten hätte, sieht sich in diesem Wunsch beschnitten. Er zieht sich, ohne dass das ausgesprochen wird, auf seine nun tatsächlich immense, auch literarische, Bildung zurück. Im Laufe der Zeit wird er für Jünger zu einem unentbehrlichen Ratgeber, bis Alter und Entfremdung den Briefwechsel in einen Austausch von Freundschaftsformeln

ausklingen lassen. Der Profi leitet dabei nicht selten den begabten Autodidakten an. So kommt es, dass dieser Briefwechsel zwar eine Fülle von literarischen Anspielungen, Entdeckungen und Anregungen enthält, die meist von Schmitt ausgehen, dass aber die erwarteten Aufschlüsse über die Beweggründe und Motive eines fundamentalen antidemokratischen Konservatismus weitgehend ausbleiben. Es sind die Funktion und Tiefendimension der Sprache, in die sie sich versenken. (Eine ganze Suite von Briefen rankt sich um Jüngers Übersetzung des konservativen französischen Theoretikers Rivarol.) Der spezielle Konservatismus, der hier seinen Ausdruck findet, wird an den Namen seiner großen Vertreter, etwa des Spaniers Donoso Cortés, festgemacht.

Nicht ein einziger Kommentar Jüngers findet sich in den dreißiger Jahren über Schmitts Titel eines preußischen „Staatsrats“ von Görings Gnaden, obwohl Jünger ihn vom März 1933 bis zum April 1939 so tituliert. Erst dann gelingt ihm das vertrautere „Lieber Herr Schmitt“.

Es ist in der Korrespondenz so, als spielten sich die Au-

ßenseiter die Namen von Außenseitern als Geheimschlüssel zu, fänden sie ihre Ruhe in geistigen Bezirken, die der Einsicht der Nationalsozialisten nicht zugänglich sind. Im Hinblick auf Ernst Jüngers spätere Konversion zum Katholizismus ist es immerhin interessant, dass viele Namen unkonventioneller Katholiken auftauchen – Léon Bloy und Bernanos zum Beispiel. Aber auch in anderen Bereichen sind es eher die Vergessenen, Verkannten und auch Verfemten, die sich in den Vordergrund drängen: Verlaine, Tocqueville und der damals fast vergessene Hermann Melville sowie in der Nachkriegszeit erstaunlicherweise Henry Miller.

Sie alle dienen dazu, die eigene im Wortsinne Außergewöhnlichkeit zu dokumentieren. Beide sind auf der permanenten Suche nach Anerkennung, aber sie finden sie nicht dadurch, dass sie sich dem gerade Zeittypischen anhängen. Sie sind vielmehr darauf angewiesen, Adepten zu finden, die wie sie den Duft des kleinen Kreises von Wissenden zu schätzen wissen.

Auf diese Weise werden sie zum Geheimtipp und Sündenbock in einem.

Das war schon vor 1939 so und wurde nach 1945 nicht

anders. Jünger hat es in dieser Beziehung leichter gehabt. Schmitt kann es nicht verwinden, dass ihm die Niederlage sein wissenschaftliches Standbein weggerissen hat. Nachdem 1958 seine *Verfassungsrechtlichen Aufsätze 1925–1958* erschienen waren, schreibt er die bitteren Sätze: „Natürlich wird mein Buch totgeschwiegen – nach dem Ausspruch Goethes: Erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie. Aber auch das gehört zum Bilde. Ich erinnere mich eines alten Gesangbuchverses: Durch Sanftmut – übe diese Pflicht / Wirst du den Feind besiegen / O raube deiner Seele nicht / Dies himmlische Vergnügen.“ Jünger antwortet erst drei Monate später und eigentlich etwas verärgert. Man hat den Eindruck, etwas ist zwischen ihnen vorgefallen: „Armin Mohler schreibt mir, dass Niekisch Sie hinsichtlich des Freund-Feind-Verhältnisses nicht verstanden hat. Aber wem sagt er das? Mir wäre es wichtiger, wenn Sie sich mit meiner Frau Gretha wieder vertragen würden – ich sehe doch in unserem Kreise alles das, was uns verbindet, so unendlich viel stärker als das, was uns trennt. Und

dann, wie Léon Bloy sagt: *La vie est si courte.*“

In solchen Passagen wiederholen sich Auseinandersetzungen, die im Jahre 1949/50 ihren stärksten Ausdruck fanden. Sie scheinen zumindest an einer Stelle unserem Diktum, dass die Zeitgeschichte aus dem Briefwechsel ausgeblendet geblieben sei, zu widersprechen. Zu diesem Zeitpunkt bezeichnete Schmitt in seinem *Glossarium* den Freund als eine „Vollmonade, an deren Fassade Léon Bloy wie ein blindes Fenster hängt“ und auch als „Strandgut des Wilhelminismus“. Anlass eines solchen Ausbruches war nun doch die Zeitgeschichte. Diese wenigen Sätze sind das einzige Zeichen, an dem erkennbar wird, dass Jünger und Schmitt in der Frage der Anerkennung des Nationalsozialismus zwischen 1933 und 1945 zu völlig verschiedenen Ansichten gelangt waren. Der eine, Schmitt, glaubte, sich den Angeboten des Nationalsozialismus nicht verweigern zu sollen. Zu dieser Entscheidung kam er – so jedenfalls hat er sich später geäußert –, weil er glaubte, nur so fähig zu sein, den revolutionären Nationalsozialismus in die

Form eines rechtlich geordneten Staatswesens zu überführen. Der andere, Jünger, war von Anfang an entschlossen, sich allen Angeboten des für ihn plebejischen Nationalsozialismus zu verweigern. Der Schriftsteller sah klarer als der Staatsrechtler, dass mit dieser Bewegung kein Staat zu machen sei.

Fast zwanzig Jahre später brach diese konträre Grundentscheidung noch einmal auf. Jünger öffnet eigentlich zum ersten und einzigen Mal sein Visier, indem er dem *Compagnon* und Freund schreibt: „Sie werden sich der Nacht entsinnen, in der ich Sie in der Friedrichstraße verließ und in großer Trauer war. Auch damals lebte ich in meinem Alltag nicht vorbildlich. Wären Sie aber in der Sache meinem Rat und Beispiel gefolgt, so würden Sie heute vielleicht nicht mehr am Leben sein, aber berechtigt zum Urteil in letzter Instanz über mich. Wäre ich damals Ihrem Rat und Beispiel gefolgt, so würde ich heute gewiss nicht mehr am Leben sein, weder physisch noch sonst. Das müssen Sie anerkennen, denn da Sie mich einladen, in die Sache einzutret-

ten, so muss es geschehen.“ Das wird nicht weiter ausgeführt und weiter ausgetragen. In der wichtigsten existenziellen Entscheidung ihres Lebens jedenfalls hatten sie eine gegenläufige Wahl getroffen. Carl Schmitt antwortet nur noch müde: „*Capisco et obmutesco*“, nennt Jünger aber zur gleichen Zeit in seinem Tagebuch einen „Ich-verrückten Rechthaber“.

Der Briefwechsel geht danach mit Unterbrechungen weiter. Niemals kommt einer der beiden auf die Kontroverse zurück, auch wenn sie nicht ausgeklammert blieb. Zeitgeschehen und Zeitgeschichte stehen nicht im Vordergrund. Aber dieser Briefwechsel zweier bedeutender nonkonformistischer Zeitgenossen ist gerade deshalb von solcher Einprägsamkeit, weil sie nicht nur andere darstellen, sondern sich als Personen immer wieder selbst einbringen. Sie waren intelligente, vielleicht geniale Gestalten, als Sündenböcke geradezu prädestiniert. So wie das Jünger seinem schwierigen Partner einsichtig machte: „Wir wissen voneinander mehr, als jeder von uns ahnt.“

Paul Noack